Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Visual Library

Weltbegebenheiten.

Vom Juni 1899 bis Juni 1900.

Der Tupfentoni macht die Augen auf! Der Hinkende ist wieder da und immer noch da! Die Welt, die da sollte am 13. November 1899 auseinander- und mit Mann und Maus untergehen, besteht also noch! Der gelehrte Herr Sterngucker, der es berechnet und weisgesagt hat, muß sich aber in seinem Exempel um etliche Stellen verrechnet haben. Im Vertrauen sei's gesagt: So recht hat der Hinkende von vornherein nicht daran geglaubt; sonst hätte er sich fein gehütet, seinen 1900er beizeiten fertig zu machen; aber andere haben um so fester daran geglaubt, und als es am 13. November dunkel geworden, ist es im „blauen Ochsen" zu Dummlingshausen so voll gewesen, daß auch nicht ein einziger Dummlingshäuser mehr hineingegangen wäre. Zum Glück waren sie alle beisammen; und trinken thaten sie viel und vom Besten; bezahlen aber that keiner; nein, sie ließen ankreideln. Der Weltuntergang aber, auf den sie dabei gerechnet hatten, kam nicht; er war abgesagt worden. Von Rechts wegen hätte er allerdings vor sich gehen müssen; alle 33 Jahre nämlich gerät die Frau Erde in die Schleppe eines großen Kometen; diese Schleppe aber besteht aus einer unzähligen Menge kleiner Sterne; nun hat das freilich, wenn einer solchem Sternlein allein etwas zu nahe kommt, nicht viel mehr zu bedeuten, als wenn er einen leichten Nasenstüber bekommt. Aber wenn einem 10000 Nasenstüber dicht nacheinander oder ganz auf einmal ausgeteilt werden, so ist das schon etwas schlimmer; und es kann einer an solch einem Sack voll Nasenstüber schon leicht zu Grunde gehen. Ebenso die Frau Erde! Diesmal sollte sie mitten unter all die Sterne hineingeraten — so hatte es besagter Astronom ausgerechnet — und da mußte es notwendig ein Unglück geben. Aber nichts geschah; rein gar nichts! Der Herr Komet muß sich diesmal verlaufen haben oder ist unterwegs irgendwo eingekehrt und sitzen geblieben — kurz, er zeigte sich selbst gar nicht und seine Schleppe nur ein ganz klein wenig; mit diesen wenigen Lausbuben von Sternschnuppen aber wurde Frau Erde leicht fertig; sie blieb heil und unversehrt. So kommt es, daß der Hinkende trotz alledem wieder unterm Baume sitzt und seinen Freunden erzählen kann, was die Welt das vergangene Jahr getrieben hat. Es steht gar vielerlei zu berichten: Gutes und Böses, Glück und Unglück. Was vorerst das liebe Vaterland

Alle 33 Jahre gerät die Frau Erde in die Schleppe eines großen Kometen.

Deutschland

betrifft, so ist vor allem folgendes zu berichten: Frau Germania hat Zuwachs bekommen, und zwar gleich Zwillinge, Drillinge, ja vielfache Illinge männlichen und weiblichen Geschlechts. Wie gewöhnlich, so stand auch diesmal das freudige Ereignis schon im voraus zu erwarten, und schon im letzten Jahre berichtete ja der Hinkende davon; er war nur darüber im Zweifel, ob das viele Geld, welches das Deutsche Reich für die Karolinen-, die Palau- und Marianeninseln hergeben sollte, auch von den Herren Reichsboten flüssig gemacht werden würde? Aber sie waren so gut und bewilligten die $16^2/_3$ Millionen Mark, was die Inseln kosteten, und der Herr Reichskassier griff in die Tasche und zahlte den Spaniern die Summe bar auf den Tisch, worauf die Spaniolen sogleich ihre Flaggen von den Inseln herunterholten und die deutschen Seeleute die deutsche Flagge aufzogen, die nun da wehen soll bis ans Ende der Tage, wo der letzte Kalender herauskommt. — Ein fernerer Zuwachs der Frau Germania heißt Samoa mit Namen; nach vielem Zank und Streit ist dies glückliche Inselland in deutschen Besitz gekommen, und hier weht nun ebenfalls die deutsche Flagge. Bares Geld brauchte in diesem Falle der Herr Reichskassier nicht herauszugeben; dafür mußte aber das Deutsche Reich auf einige Ansprüche verzichten, die es in Afrika auf etliche weite Landstriche hatte, welche deutsche Reisende erschlossen und erworben hatten. Die Engländer waren so gütig, diese Landstriche an sich zu nehmen und dafür zuzugeben, daß Deutschland Samoa erhielt. — Derweilen gewinnen die Kolonien, welche Deutschland bereits in Besitz hat, zusehends an Wohlstand, an Handel und Verkehr. Vornehmlich gilt dies für Deutsch-China und das Gebiet von Kiautschou, wo die Deutschen eine ganze Stadt mit Namen Tsintau von Grund aus neu angelegt haben. Sie bauen von hier aus auch eine Eisenbahn etliche hundert Kilometer lang ins Innere des

chinesischen Reiches hinein, um von da aus die Kohlen herauszuholen, die sie für die vielen Schiffe brauchen, die sie dort jetzt schon in Thätigkeit haben; denn die „Kultur“ macht in dortiger Gegend ganz gewaltige Fortschritte; schon giebt es Ansichtspostkarten dort, und letztlich ist gar ein ganz regulärer Bankerott dort vorgekommen, was ein sicheres Zeichen dafür ist, daß alles und jedes europäischen Anstrich gewinnt. Die Herren Chinesen sind freilich von alledem nicht gerade sehr erbaut; sie sperren sich nach der Möglichkeit und reißen bei Nacht die Schienen wieder weg, welche die fleißigen deutschen Eisenbahner bei Tage gelegt haben; auch wird ab und zu ein Soldat oder Handelsmann hinterrücks umgebracht. Im ganzen aber ist alles noch weit besser abgegangen, als zu hoffen stand: Prinz Heinrich hat nicht nötig gehabt, den Chinesen die gepanzerte Faust zu zeigen, die er fürsorglich mitgenommen hatte, als er hinauszog. Jetzt ist der Prinz längst wieder daheim bei Muttern, denn der Kaiser sah, daß er dort nicht mehr nötig war. Als der Prinz heim kam, reiste er über Wien nach Berlin; der österreichische Kaiser hatte zeigen wollen, daß der Prinz auch Oesterreich-Ungarn Dienste da draußen erwiesen hat, und hatte ihn zum österreichischen Admiral ernannt. Mit der neuen Uniform angethan machte der Prinz dem Kaiser seinen Besuch in der Hofburg; dann reiste er rasch nach Berlin weiter und dann noch rascher nach Kiel, wo ihn seine Frau Gemahlin sehnsuchtsvoll erwartete und zwar gleich mit einem kleinen Zuwachs, den auch sie inzwischen bekommen hatte. Bald fanden sich die Professoren von der Technischen Hochschule in Kiel ein, um dem Prinzen ein großes Diplom zu überreichen; sie hatten ihn derweil zum „Doktor der Ingenieurkunst“ ernannt, was eine ganz nagelneue Würde ist, vom deutschen Kaiser inzwischen eingeführt, und zwar mit vollem Rechte, denn — alle Doktors in Ehren! — aber der „Ingenieur-Doktor“ ist heutzutage doch derjenige, welcher! — derjenige nämlich, welcher der Welt an den Puls fühlt und ihr auf die Beine hilft. Gerade aber der deutsche Ingenieur ist ein ganz ausnahmsweiser Mensch; keine große Eisenbahn, keine große Brücke, die ohne ihn entstanden ist! Jetzt hat er auch die Legung von deutschen Kabeln angefangen, nachdem er früher schon so viele Kabel auf fremde Rechnung gelegt hat. Ein großes Kabel, das von der Stadt Emden unmittelbar nach Nordamerika führen soll, ist im Bau und wird wohl gerade fertig sein, wenn der Hinkende seine Kalender vom Buchbinder bekommt. Was aber diejenigen Herren Doktors betrifft, die immer die neuen Gesetze aufsetzen, so hat das Deutsche Reich weniger Ursache, besonders stolz darauf zu sein; denn was diese neu bauen, reißen sie alsbald wieder ein; kaum haben sie ein neu Gesetz fertig, so denken sie schon wieder daran, es abzuändern; kein Gesetz ohne eine „Novelle!“ Im deutschen Reichstage hat es gar heftige Kämpfe um solche neue Gesetze gegeben; da ist vor allem ein Gesetz zu nennen, das von böswilligen Leuten den schönen Namen „Zuchthausgesetz“ bekam, weil ein Sätzel darin vorkam, wonach ausnahmsweise auf Zuchthausstrafe erkannt werden konnte, wenn sich Arbeiter zu Streiks verabredeten, durch welche das Deutsche Reich in Gefahr kommen könnte. Im ganzen war das Gesetz zum Schutze derjenigen bestimmt, die da arbeiten wollen, wenn auch ihre Genossen streiken, da es zur Genüge bekannt ist, wie scharf die streikenden Arbeiter ihren arbeitswilligen Genossen zuzureden wissen, um sie von der Arbeit abzuhalten. Somit hatte das Gesetz schon seinen guten Grund; aber der Name! der böse Name „Zuchthausgesetz“! Er verdarb das ganze Geschäft und brachte es zuwege, daß die Abgeordneten es durchfallen ließen. — Auch einen sonderbaren Namen bekam ein Gesetz, das den Abgeordneten vorgelegt wurde, damit die Menschen allgemach moralischer würden, die „Lex Heinze“, vornehmlich bestimmt dazu, daß die Menschen, wenn sie schon abgebildet werden, auch immer fürsorglich bekleidet, aber um des Himmels willen nicht etwa so dargestellt würden, wie sie Gott der Herr erschaffen hat. Die Herren Künstler machten ein böses Gesicht dazu, denn sie sind es im besondern, die sich das Recht zuschreiben, die Menschen auch ohne Hosen und ohne Röcke darzustellen; sie hielten Versammlung auf Versammlung ab und setzten es schließlich durch, daß auch dieses Gesetz nicht zustande kam. — Die Herren „Agrarier“ wieder haben sich auf das neue Fleischschaugesetz verbissen, welches fürs ganze Deutsche Reich erlassen werden soll; sie sähen es gar zu gerne, wenn es bei dieser Gelegenheit einfach verboten würde, daß aus fernen fremden Ländern Fleisch und Vieh eingeführt wird, denn sie vermeinen, es sei einmal so bestimmt in der Weltordnung, daß der Deutsche nur deutsche Rinder und Schweine verzehren dürfe, aber unter keinen Umständen solche aus Nordamerika, Brasilien oder sonstwoher. — Am meisten aber regten sich die Herren im deutschen Reichstage über das neue Flottengesetz auf, welches ihnen die Regierung zur gefälligen Genehmigung unterbreitete, und das kam daher, daß sie ja bereits im Jahre 1898 ein solches Gesetz beraten und angenommen hatten, wonach die deutschen Kriegsschiffe stark vermehrt werden sollen. Derweil waren aber so viele Dinge draußen in der Welt passiert, daß die Welt wieder ein ganz anderes Gesicht angenommen und sich nun erst recht gezeigt hatte, daß ein Staat, der keine gehörige Flotte hat, auch nicht das kleinste Wörtel im Rate der Völker mitsprechen kann. Die Herren von der Reichsmarine haben sich deshalb alsbald zusammengesetzt und einen neuen Flottenplan aufgestellt und danach die Zahl der nötigen Schiffe mehr als verdoppelt. Ach, wie schwer fiel es dem deutschen Reichstage, sich auf solch ein kostspielig Gesetz einzulassen! Aber es blieb ihm nichts anderes übrig, und als ihnen alles gehörig auseinandergesetzt und vorgetragen war, zeigten sie sich auch gar nicht so abgeneigt. Nach vielem Hin und Her bewilligten sie auch das Geld, das nötig ist, um die

Linienschiffe und die Küstenkreuzer in der Zahl etwa zu verdoppeln; was aber die schweren Auslandsschiffe betrifft, so sagten sie „nein"; aber da der Bau dieser Sorte doch erst im Jahre 1906 begonnen werden könnte, so ist den Herren von der Marine vorläufig geholfen; sie werden sich schon rechtzeitig wieder melden, — ebenso wie sich die Herren von der Landarmee soeben melden, damit sie die 7000 Mann bewilligt erhalten, die ihnen vor 3 Jahren gestrichen worden sind. Schiffe und Soldaten — darauf kann sich der Tupfentoni heilig verlassen — werden allemal immer mehr, aber niemals weniger werden im Deutschen Reiche! — Im Mai 1900 war ein großes Fest zu Berlin. Der österreichische Kaiser hatte sich auf die Eisenbahn gesetzt und war nach Berlin gekommen. Es galt, den Tag zu feiern, wo der junge Kronprinz Wilhelm 18 Jahre alt und somit großjährig wurde. So nebenbei sollte damit aller Welt klar gemacht werden, daß der alte bekannte „Dreibund" zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien noch genau so bestände, wie er seit 1883 bestanden hat; denn auch Italien war bei diesem Feste, das wie ein Familienfest ausschaute und doch ein politisches war, aufs schönste vertreten und zwar durch seinen Kronprinzen. Schade, daß Kronprinz Rudolf sich so sehr vorzeitig aus der Welt geschafft hat! Es wären dann ihrer drei Kronprinzen bei einander gewesen, um sich gegenseitig zuzuschwören, daß sie auch ihrerseits treu zu dem Bunde stehen wollten, den einstmals ihre Väter errichtet hatten. Aber es ging auch so, und der gute Eindruck war auch so da! Alle Völker der Erde haben die Ohren gespitzt und haben nach Berlin geschaut, denn der Dreibund bleibt nach wie vor eine gar wichtige Einrichtung, an der auch selbst dann nichts geändert wird, wenn die Ungarn, nur um Geld zu verdienen, den Engländern etliche 30000 Pferde nach Afrika liefern. Dafür machen die Italiener das nämliche Geschäft in Eseln. So hebt sich's. — Nur die Deutschen gehen wie gewöhnlich leer aus, denn als Meister Krupp seinerseits den Engländern zu gleichen Zwecken einen starken Posten Granaten liefern wollte, da telegraphierte ihm der Herr Reichskanzler: er möchte so etwas doch gefälligst bleiben lassen. Und so ließ es der Herr Krupp. In

Kronprinz Friedrich Wilhelm, geboren am 6. Mai 1882.

Preußen

geht der Streit noch immer um den großen Kanal, welchen die Regierung von Westen bis zum Osten gegraben wissen will, während die Herren Abgeordneten nicht dazu zu bringen sind. Der deutsche Kaiser war in seiner Eigenschaft als König von Preußen extra nach Dortmund gereist, — wo der Dortmund-Ems-Kanal eingeweiht wurde und wo auch der neue Kanal seinen Anfang nehmen soll — nur um dort eine eindringliche Rede zu halten; und die

Etliche aber gingen bald mit betrübten Gesichtern zur Thüre hinaus.

Abgeordneten waren später selbst dort, um sich so 'n Kanal einmal mit eigenen Augen anzusehen; aber es half alles nichts: als es zur Abstimmung kam, war die starke Mehrheit wider den Kanal; und das Schlimmste war, daß diese Mehrheit gerade aus Konservativen und noch dazu aus hohen Beamten bestand. Freilich war die nächste Folge, daß diese letzteren — etwa 20 Mann — sofort ihre Ämter verloren; aber gebessert war damit nichts, da sie fast sämtlich Abgeordnete bleiben und also auch das nächste Mal doch wider den Kanal stimmen werden. Besser war es schon, daß der König sich beim nächsten Kronrat seine Herren Minister einmal genauer anschaute, um festzustellen, ob sie nicht am Ende mit schuld an alledem waren? Er muß wohl dieser Ansicht geworden sein, etliche unter ihnen gingen bald mit betrübten Gesichtern zur Thüre hinaus, und man sah sie nicht wieder — außer an jedem Ersten, wo sie sich regelmäßig ihre Ministerpension holen, die nichts weniger als klein ist. An die 20 Minister giebt es jetzt schon in Preußen, die in Pension leben. — Der Finanzminister Miquel aber, den manch einer gern in Pension sähe, blieb und ebenso der Minister Thielen, der die Eisenbahnen unter sich hat, und zwar der letztere deshalb, weil er notwendig erst „die große Eisenbahntarifreform" ausführen muß, die er bereits etliche Jahre im Kopfe und zum Teil bereits auch auf dem Papier hat. Woran aber hängt es, daß daraus noch immer nichts wird und die ersehnte Reform so lange auf sich warten läßt? Nun, die Sache ist sehr einfach: die Eisenbahnen in

BLB Karlsruhe

Süddeutschland

sind denen in Norddeutschland so weit voraus, was die Gütertarife und die Fahrkarten betrifft, daß Herr Thielen sie auch mit seinem schnellsten Blitzzuge nicht einholen kann; und so verlangt er, daß die Süddeutschen still halten oder gar umkehren. Das wollen die Süddeutschen nicht, und sie haben recht darin, denn wollte wohl der Tupfentoni z. B. die Kilometerhefte wieder herausgeben, auf die er doch so angenehm und billig fährt? — Was freilich die Eisenbahnunglücke betrifft, so waren diesmal die

Bayern

diejenigen, welche am ärgsten davon heimgesucht wurden. Unweit Mühldorf bei Rosenheim stürzte

Einsturz der Eisenbahnbrücke über den Fluß Isen in Oberbayern.

eine Brücke ein, just als ein vollbesetzter Zug darüber hinfuhr, und es gab Tote, Erdrückte und Ertrunkene in Menge. Die Bayern wurden überhaupt im letzten Jahre vom Unglück heimgesucht; große Wasser kamen über sie und verschonten selbst die Hauptstadt nicht, wo sie die schöne „Luitpoldbrücke" im Umsehen wegrissen. Der Prinzregent Luitpold, der die Brücke das erste Mal bezahlt hat, will sie auch noch das zweite Mal bezahlen, was um so mehr anzuerkennen

Prinz Ruprecht von Bayern und seine Braut, Herzogin Marie Gabriele in Bayern.

ist, als er ein junges Brautpaar im Hause hat, das ausgestattet sein will: Prinz Ruprecht ist es, der älteste Sohn seines ältesten Sohnes Ludwig und somit der dereinstige König von Bayern. Auch

Baden

hat sein Brautpaar; Prinz Maximilian hat sich mit der ältesten Tochter des Herzogs von Cumberland, der Prinzessin Marie Luise, verlobt, was die Herren Diplomaten mit Schmunzeln vernommen haben, denn

Prinz Maximilian von Baden und seine Braut, Prinzessin Marie Luise von Cumberland.

sie meinen, nun sei der erste Schritt gethan, daß sich der „Cumberländer", der noch immer in Wien, nicht in Hannover sitzt, darein findet, daß es in Deutschland ein Königreich Hannover nicht mehr giebt.

Oldenburg

hat durch den Tod seinen bisherigen Herrscher verloren. Großherzog Peter ist am 13. Juni 1900 gestorben und zwar gerade, als sein Sohn und Nachfolger Friedrich August sich auf einer Reise nach Schweden und Norwegen befand. Im fernen Christiania erreichte den nunmehrigen Herrscher die Trauerbotschaft; in aller Eile kehrte er heim, und unter großer Teilnahme seines Volkes wurde der Entschlafene beigesetzt. Unvergessen sei es ihm, daß er schon als junger Mann für Deutschlands Einheit entschieden eingetreten ist und dann weiterhin allzeit treu zu Kaiser und Reich gehalten hat. Unser Nachbarland

Großherzog Peter von Oldenburg, geb. am 8. Juli 1827, gest. am 13. Juni 1900.

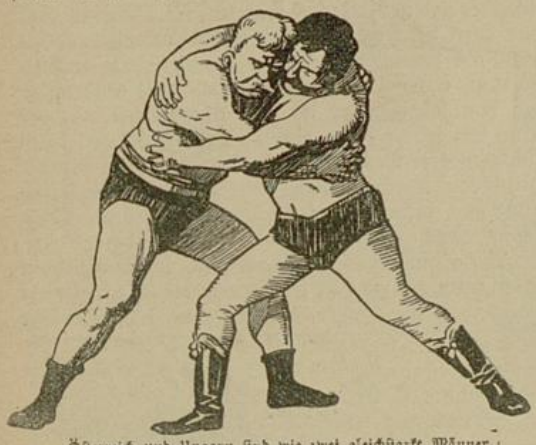
Oesterreich

muß schon mit

Ungarn

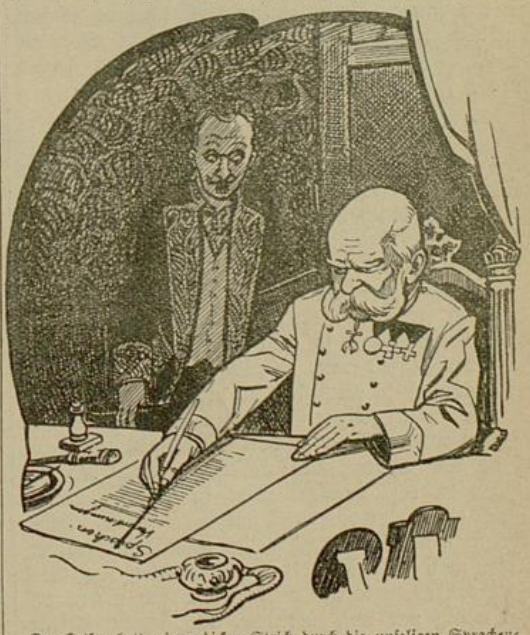
zusammen vorgenommen werden, wenn gleich sie

schon lange beide am liebsten miteinander nichts zu thun hätten, und in allerneuester Zeit erst recht nicht! Oesterreich und Ungarn sind wie zwei gleichstarke Männer, die in einem Währen miteinander



Österreich und Ungarn sind wie zwei gleichstarke Männer.

ringen, und wo doch keiner die Oberhand gewinnt. Von Rechts wegen thäten sie freilich am gescheitesten, sich aufs beste miteinander zu vertragen, denn sie sind nun doch einmal unter demselben Dache, und der nämliche Mann ist ihr gemeinsamer Herrscher, nur mit dem Unterschied, daß selbiger bei den Oesterreichern „Kaiser", bei den Ungarn aber nur „König" geheißen wird. Warum die beiden starken Männer aber miteinander ringen, das ist ums liebe Geld: sie können darüber nicht einig werden, wieviel der eine und wieviel der andere in die gemeinsame Kasse hinein zu thun hat, woraus das Heer, die Marine und was den beiden sonst zusammen gehört, bezahlt wird. Nach langem Hin und Her sind sie endlich darüber einig geworden, daß der Oesterreicher auf je 100 Gulden 65,6 Gulden, der Ungar aber 34,4 Gulden zahlt, was aber nur vorläufig gelten soll, bis sie sich dermaleinst endgültig verständigt haben werden. Vorderhand ringen sie miteinander weiter. Sie können dabei froh sein, daß sie einen so verständigen Herrn über sich haben, wie den Kaiser Franz Joseph, der seine Ruhe trotz allem behält und das gemeinsame Staatsgebäude allemal wieder zu stützen und zu flicken verstand, wenn's bei dem Ringen der beiden starken Männer ins Wanken kam und Risse bekam. Die beiderseitigen Ministerpräsidenten sind nie gut aufeinander zu sprechen; der Badeni in Oesterreich und der Banffy in Ungarn konnten einander für die Welt nicht leiden, und richtig kam es dazu, daß der Badeni heimgehen und dem Freiherrn v. Gautsch Platz machen mußte, was auch für Oesterreich noch nebenbei einen großen Vorteil brachte; denn der Badeni war es ja gewesen, der am 5. April 1897 — und zwar ohne erst lange die Abgeordneten zu fragen, weil ihm diese doch nicht zugestimmt hätten! — die sogenannten „Sprachverordnungen" einführte, wonach in Böhmen und Mähren die deutsche Sprache nur gerade noch so nebenbei geduldet wurde. Zwei volle Jahre und sieben Monate kämpften die Deutschen wider diese Vergewaltigung, und wenn sie dabei mitunter etwas grob zugriffen, so kann ihnen dies niemand verdenken. Herr v. Gautsch gab etwas nach, aber zu wenig; er mußte gehen und ließ den Grafen Thun heran; aber dessen Thun war erst recht nicht nach dem Geschmacke der Deutschen Oesterreichs, und so nahm der Kaiser sich den Grafen Clary zum ersten Minister. Der Herr Graf sorgte dafür, daß der Kalenderstempel aufgehoben wurde (wofür ihm der Hinkende hiermit noch seinen besonderen Dank sagt!), aber im übrigen brachte er nichts fertig, und so mußte auch er den Ministerfrack alsbald ausziehen und wieder einem andern seine Stelle überlassen. Endlich — am 17. Oktober 1899 — stand es in den Blättern schwarz auf weiß zu lesen: der Kaiser hatte einen dicken Strich durch die unseligen Sprachenverordnungen gemacht! Nun erst traten die Deutschen in Oesterreich wieder auf die Seite der Regierung, und nun steht auch zu erwarten, daß es bald zu einem endgültigen und und verständigen Ausgleich mit den Ungarn kommen wird. — Der lange Kampf ist aber nicht etwa bloß im hohen Hause der Herren Reichstagsabgeordneten ausgefochten worden, sondern auch draußen im Lande und auf den Straßen der Städte; denn heißblütig, wie die Polacken, die Böhmaken und Slowaken einmal sind, haben sie sich in Person hineingemischt



Der Kaiser hatte einen dicken Strich durch die unseligen Sprachenverordnungen gemacht.

und mehr als einmal den Versuch gemacht, den Streit durch die Gewalt ihrer Knüttel zu entscheiden; in Böhmen, Mähren und Steiermark ist mancher

brave Deutsche mit Übermacht überfallen und schmählich zugerichtet worden; ja, mehr als einer hatte es mit seinem Leben bezahlen müssen, daß er sich in so böse Nachbarschaft gesetzt hatte. Jetzund ist wieder etwas Ruhe im Lande. Möge es dabei bleiben, und möge der neue Minister Körber mehr Glück haben als sein Vorgänger! — Kaiser Franz Joseph hat vom Fenster seiner Hofburg aus mit gar großem Kummer all dem Streit im Lande zugeschaut; aber in seinem Hause drin hatte er noch so seinen besonderen Kummer: da mußte er es erleben, daß die Liebesgeschichten der Prinzessin von Koburg öffentlich und vor Gericht verhandelt wurden, weil sie ihrem Manne mit einem Offizier durchgebrannt war und bei der Gelegenheit etliche Millionen Schulden gemacht hatte. Weiter aber kam es eines Tages dazu, daß seine Schwiegertochter, die Kronprinzessin Stephanie (die Witwe des unseligen Kronprinzen Rudolf und die leibliche Schwester der genannten Koburgerin) sich ihm zu Füßen warf und von ihm die Erlaubnis erflehte, Rang und Titel ablegen und noch einmal heiraten zu dürfen! Sie, die einstmals dazu bestimmt gewesen, zwei Kronen auf dem Haupte zu tragen und doch so schweres Leid erfahren, wollte auf alles verzichten, nur um die Frau eines Grafen werden zu können. Der Kaiser kämpfte lange mit sich; aber schließlich gab er es zu, und die Hochzeit fand im Schlosse zu Miramare in aller Stille statt. Der junge Gatte hatte inzwischen sein Stammschloß in Ungarn aufs feinste herrichten lassen; bevor er aber dazu kam, mit der jungen Frau einzuziehen, brannte es mit samt dem Dorfe Bodrog-Olaszi, in dem es stand, nieder, — was Abergläubische als ein gutes Zeichen für die junge Ehe ansehen mögen. — Die

Italiener

sind und bleiben ein gar fleißiges und dabei genügsames Völkchen, und seit sie erst den Druck los sind, der durch den Kirchenstaat und die sonstigen schlechten politischen Verhältnisse auf ihnen lag, nimmt bei ihnen Handel und Wandel einen großartigen Aufschwung. Im Jahre 1899 hat Italien um 100 Millionen Franken mehr Waren ausgeschickt als im Jahre vorher, und so geht es weiter. In allem Ernste denken sie daran, in nächster Zeit eine Weltausstellung zu veranstalten. Neapel aber, so sehr dies sonst dazu geeignet ist, sollen sie alsdann nicht dazu auswählen, denn in dortiger Gegend, so scheint es, ist der Boden stark unsicher. Ums Neujahr passierte es, daß unangekündigt in Amalfi, unweit Neapel, ein ganzer Stadtteil ins Meer hineinrutschte, wobei nicht nur die Bewohner der betreffenden Häuser, sondern auch zahlreiche Schiffer umkamen. Außerdem läßt der Vesuv immer wieder von sich hören, als sei er wenig mit dem zufrieden, was sich im schönen Lande Italien ereignet. Wirklich lassen die Herren Italiener, was die Politik betrifft, noch immer viel zu wünschen übrig; sie können sich in die viele Freiheit, die ihnen mit einemmale geworden ist, noch immer nicht so recht schicken und fressen sich noch gegenseitig vor lauter Freiheit auf. Nirgends in der Welt haben die Sozialisten und Anarchisten die Gewalt, wie gerade im schönen Italien, und so hat es der König schwer, seine lieben Landeskinder bei einander und in Raison zu erhalten. Gewaltige Streiks und dazu gehörige Rebellionen sind im letzten Jahre mehr als einmal vorgekommen, und gleich wollten sie dann immer alles von Grund auf ändern, so daß dem Könige, der bei den Abgeordneten so gar keine Gegenliebe fand, eines Tages im Juni 1899 nichts anderes übrig blieb, als über diese nicht weniger unruhigen Köpfe hinweg eine scharfe Verordnung wider solch widerhaarige Genossen zu erlassen. Freilich hatte dies zur Folge, daß die Herren Abgeordneten von ihren Fäusten Gebrauch machten, indem sie ihren Präsidenten an die Luft setzten und die schönen Urnen kurz und klein schlugen, die bestimmt sind, friedliche

Der Bergsturz von Amalfi.

Stimmzettel in ihren Bäuchen aufzunehmen. Der König aber blieb fest, und bald waren die Streiks und Unruhen beendet; auch den Räubern in Sardinien ging er zu Leibe und dem berüchtigten Geheimbunde der „Mafia“ machte er durch die Gerichte ein Ende. Draußen in der Welt erlebte er weniger Freude; er hätte, gleich den andern, gar zu gern ein Stück von China gehabt, aber seine Minister brachten es nicht fertig, den Chinesen die Bai von San-mun, an die er gedacht hatte, abzunehmen, und als er an Tripolis heranging, da waren die Franzosen bereits dagewesen und hatten sich mit England dahin verständigt, daß ihnen das ganze Hinterland von Tripolis gehören sollte. Mit dem Könige Menelik von Abessinien, mit dem sich die Italiener in den letzten Jahren so

arg entzweit hatten, vertragen sie sich wieder; es lebt sogar ein Italiener als eine Art von Gesandter des Königs am abessinischen Hofe, und dieser schreibt ab und zu heim, wie gut sie ihn alle dort behandeln; die Abessinier haben den Italiener gar zu gern, sie hüten ihn sorgfältig; nur freilassen thun sie ihn nicht. — Wo von Italien die Rede ist, muß auch vom Papste gesprochen werden, und doch war von ihm das ganze Jahr über wenig die Rede; er hielt sich still, weil er schwer krank war und ihn die Herren Doktors gar operierten. Er hat aber über die Doktors und ihre Messer triumphiert und ist trotz seines hohen Alters wieder gesund geworden. Um die Jahreswende ging von ihm ein seltsam Gerücht durch die Welt: es hieß, er sei dabei, zuzugeben, daß der „Cölibat" abgeschafft würde, das heißt: die katholischen Priester sollten heiraten dürfen. Ei, was war das für ein Schmunzeln bei den geistlichen Herren. Aber etliche Zeit darauf zeigte sich, daß die Sache ganz anders war. In Südamerika und insbesondere in Chile, so hieß es, seien die Priester dahin gekommen, zu heiraten, und da es dort wenig Priester giebt, so könnten die Bischöfe hiergegen nichts ausrichten; sie müßten ein Auge zudrücken und auch dem Papste selbst, dem hierüber berichtet worden, würde nichts anderes übrig bleiben. Darauf gab es allerorten wieder gar betrübte Gesichter. —

Dabei giebt es ein Land, wo die Bischöfe und die Priester lustig heiraten; das ist

England,

nur hat da der Papst nichts zu sagen und nichts drein zu reden; wenigstens vorderhand nicht. Ginge es nach ihm, so gäb' es da bald eine Aenderung; aber die Engländer haben jetzt wichtigere Dinge vor: sie wollen die Buren unterkriegen. Seit Jahren und Jahrzehnten geht der Streit; die Engländer gaben vor, sie wollten nichts anderes, als daß ihre Landsleute, die nach Transvaal kommen, dort sehr bald auch das Stimmrecht erhalten. Die Buren wollten das nicht zugeben, weil sie ganz gut merkten, daß die Ausländer dann alsbald ganz die Oberhand gewinnen und sie selbst unterdrücken oder gar zum Lande hinaus drängen würden; aber gutmütig, wie sie sind, haben sie dennoch Schritt für Schritt nachgegeben; zuletzt waren sie so weit, daß sie zugaben: nach nur sieben Jahren sollten die Ausländer Stimmrecht haben; nur die Aemter sollten von Buren verwaltet werden. Aber die Engländer verlangten immer mehr, und vor allem das, daß die Buren die Oberherrschaft der englischen Königin anerkennen sollten, und das wollten die Buren unter keinen Umständen. So gab am 9. Oktober die Königin den Befehl, ein volles Armeecorps von 30000 Mann mobil zu machen und nach Afrika zu senden. Als Ohm Paul dies zu Prätoria vernahm, rief er seine Räte zusammen und besprach mit ihnen, was zu thun sei; am 12. Oktober lief darauf bei der Königin eine Depesche ein, wonach die Buren, wenn die englischen Truppen (die bereits gerüstet und in großer Menge in Natal an der Grenze standen) nun nicht zurückgezogen würden, sie dies als „Kriegsfall" betrachten und ihrerseits entsprechend handeln würden, was die Diplomaten in ihrer Sprache ein „Ultimatum" heißen. Darauf aber hatten die Engländer nur gelauert, weil sie meinten, ein Marsch nach Prätoria sei eine Art Ausflug mit der „Mail Coach" aufs Land oder ins Gebirge, verbunden mit einigen munteren Picknicks. Sie muckften nicht, sondern ließen die gesetzte Zeit verstreichen, worauf die Buren thaten, wie sie sich's vorgenommen: sie marschierten von drei Seiten her in Natal ein und trieben die schwachen Posten von Engländern vor sich her. Aber auch im Westen setzten sie sich in

Vor den Telegrammen sammelt sich die Schuljugend und freut sich.

Marsch und umzingelten alsbald die beiden wichtigen Orte Mafeking und Kimberley, wo der berüchtigte Cecil Rhodes auf seinen Diamanten saß. Nun sahen die Engländer, daß es wirklich Ernst wurde, und zogen sich auch ihrerseits zusammen. Bald gerieten Buren und Engländer aneinander; zahlreiche Gefechte folgten; bei Elandslaagte wurden die Buren das erste Mal geschlagen; der deutsche Oberst Schiel wurde gefangen genommen. Die Engländer triumphierten; aber bei Dundee schlugen die Buren sie und nahmen ihnen gleich zwei Schwadronen Husaren und acht Kompagnien Infanterie. Die Engländer zogen sich auf Ladysmith zurück, die Buren rückten ihnen dicht auf den Fersen nach und umzingelten die Stadt, die von nun an auf 6 Monate umzingelt und eingeschlossen bleiben sollte. Neue Truppen der Engländer rückten von Süden heran, denn daheim hatten sie derweilen immer eine

Division um die andere mobil gemacht und auf die Schiffe gesetzt. An 100 solcher Transportschiffe waren in Bewegung; manch eines scheiterte an der spanischen oder afrikanischen Küste, aber vom November ab traf eins um das andere in Kapstadt und weiterhin in Durban ein; immer neue, frische Truppen bewegten sich nordwärts und suchten die Stellungen zu durchbrechen, in denen sich die Buren festgesetzt hatten. Der Oberstkommandierende, General Sir Redvers Buller, der am 31. Oktober zu Kapstadt landete, nahm seine Mannschaften zusammen und marschierte am 15. Dezember auf die Berge drauf los, auf denen die Buren lagen; er wollte und mußte durch! Aber die Buren empfingen sie mit einem höllischen Feuer; über 1000 Mann fielen, darunter allein 21 Offiziere, und 11 Geschütze gerieten in die Hände der Buren. Derweilen ist es Bullers Untergeneralen Methuen und Gatacre nicht viel besser ergangen; auch sie wurden geschlagen und mußten zurückweichen oder ließen sich umzingeln. Als diese bösen Nachrichten nach London kamen, wurden die Engländer gar klein; aber an Frieden dachten sie trotzdem nicht; nein, sie machten nur noch immer mehr Truppen mobil, und da die Generale sich so wenig tauglich erwiesen, telegraphierte die Königin Viktoria nach Kairo an Lord Kitchener, den Besieger des Mahdi, daß er sich auf nach Afrika machen solle; zugleich rief sie den Lord Roberts zu sich, der ihr seiner Zeit Afghanistan erobert hat, und schickte ihn mit nächstem Schiffe nach dem Kap. Die englischen Truppen verschnauften eine Weile und warteten die beiden neuen Generale ab, die Buren aber verschanzten sich nur desto mehr, denn sie merkten: nun wird es ernster! Und so war es auch! Sir Roberts fing die Sache am andern Ende an und warf seine Hauptkraft nach dem Westen; er wollte vor allem Kimberley befreien, wo noch immer Cecil Rhodes auf seinen Diamanten ganz betrübt saß, denn ihm war zu Ohren gekommen, daß die Buren einen Preis von 100000 Mark auf seinen Kopf gesetzt hatten. Roberts nahm also eine starke Reiterdivision zusammen und schickte sie auf Kimberley zu, derweilen er mit seiner Hauptmacht sich nach Norden zu in Bewegung setzte; an die 70000 Mann hatte er zu seiner Verfügung, während die Buren hier etliche 8 oder 10000 Mann zählten. Vorher aber rannten sich die Engländer noch die Köpfe blutig an all den kleinen und großen Kopjes, welche die Buren besetzt hielten. Da kam die Nachricht zu ihnen, daß die Reiterdivision Kimberley genommen habe, und schleunigst suchten sie sich da vor der Robertsschen Hauptmacht zu retten. Einem großen Teile gelang es auch, sich zwischen Kimberley und Roberts hindurchzuschlagen; der General Cronje aber, der nur etwas gezögert hatte, um den Rückzug der Haupttruppe zu decken, wurde von den Engländern eingeholt und in einem engen Thale umzingelt. Viele Tage lang hielt er sich trotz vernichtenden Feuers und trotzdem er noch zahlreiche Frauen und Kinder der Mannschaften bei sich hatte; schließlich mußte er sich ergeben. Die Engländer waren außer Rand und Band vor Freude, zumal dies genau am Tage der Schlacht am Majubahügel geschah, wo sie einstmals von den Buren so schwere Schläge bekamen. Den Buren aber blieb nichts übrig, als der erschrecklichen Uebermacht zu weichen; sie gingen überall langsam zurück, gaben auch Ladysmith auf, das nunmehr endlich wieder frei wurde, und ließen auch Bloemfontein im Stich, die Hauptstadt des Oranje-Freistaates. Die Engländer sahen sich schon in Prätoria einziehen; aber Wochen vergingen, die Buren stießen hie und da sogar wieder vor; ja, sie rückten auf Bloemfontein zu, besetzten die Wasserleitungen und schnitten dem Feinde das so nötige Wasser ab; jedoch die Uebermacht entschied schließlich, sie zogen sich wieder auf ihre geliebten Berge zurück, verschanzten sich da und erwarteten die Feinde wohl vorbereitet, entschlossen, zu siegen

Minister Chamberlain. Minister Salisbury.
General Methuen. Königin Viktoria. General Buller.
General White. Feldmarschall Roberts. General French.
General Warren. Cecil Rhodes.

oder zu sterben. Ihr Land soll jedenfalls nicht in die Hände der Feinde fallen, bevor nicht der letzte Bur die letzte Kugel aus seinem Laufe hat; denn so sprach es der Präsident zu der Burenversammlung, und diese stimmten alle einmütig bei. Mit 30000 Mann glaubten die Engländer die Buren unterzukriegen; jetzt aber haben sie mehr als 200000 Mann hinausgeschickt, und zu Ende ist der Feldzug noch immer nicht, trotzdem inzwischen auch Johannesburg und Pretoria von den Engländern genommen worden sind. Als Cronje gefangen war, dachten die Buren an den Frieden; Ohm Paul telegraphierte es nach London; aber den Herren Ministern dort war der Kamm nun erst recht geschwollen: sie lehnten jeden Frieden ab, wenn sich die Buren nicht bedingungslos unterwerfen wollten. Dies aber konnten und wollten die Buren nicht, und so ging der Krieg wieder seinen Gang. — Zahlreich sind die Verluste auf beiden Seiten; von den Engländern fiel Offizier um Offizier; manch hoher General ist in afrikanischer Erde eingebettet worden, denn die Buren verstehen es, gerade die Offiziere aufs Korn zu nehmen. Aber auch von den Buren sind zahlreiche Verluste zu beklagen; der Obergeneral Joubert wurde durch eine Krankheit dahingerafft; Cronje, Schiel, Albrecht gefangen! Insgesamt verloren die Engländer an die 14000 Mann, die Buren 6000 Mann. Jeder Bur aber gilt sechsmal so viel als ein Engländer, denn er muß der sechsfachen Ueberzahl stand halten. Arme Buren! Armes Burenland, wer schafft euch Ruhe und Frieden wieder!

General Joubert. General Schalk-Burger. Major Albrecht. Van der Hoeven, Legationssekretär b. d. Transvaalgesellschaft in Brüssel. Krüger, Präsident von Transvaal. Steijn, Präsident des Oranje-Freistaates. General Cronje. General Botha. Oberst Villebois. Dr. Leyds, Staatssekretär v. Transvaal.

Jetzt ist eine Gesandtschaft von ihnen unterwegs, um alle Großmächte Europas um Vermittelung anzugehen; aber überall findet sie verschlossene Thüren; kein Staat wagt es, mit dem mächtigen England anzubinden. So haben sie sich aufs Schiff gesetzt und sind nach Amerika hinüber gedampft; vielleicht, daß ihnen da Hilfe zuteil wird, denn die Amerikaner sind für die Buren. Auch in Deutschland ist alles ein Herz und eine Seele für die Buren, und die Verstimmung wider England ist groß. Selbst die Kinder sind alle Feuer und Flamme! Vor den Telegrammen vom Kriegsschauplatz sammelt sich die Schuljugend und freut sich, wenn sie liest, daß die Engländer wieder einmal Haue bekamen; und wenn sie Soldaten spielen, dann will alles „Bur", aber keiner „Engländer" sein, weil die Buren immer siegen, die Engländer aber immer Schläge kriegen. Als die Engländer sich aber erkühnten, im Januar 1900 drei deutsche Handelsschiffe kurz hintereinander anzuhalten und wider alles Recht auf Kriegskontrebande zu durchsuchen, flammte es im deutschen Volke auf, und der Herr Staatssekretär in Berlin sagte ihnen so gründlich die Wahrheit, daß sie rasch die Hände davon wegnahmen; sie hatten sich ein wenig arg die Finger verbrannt. Den

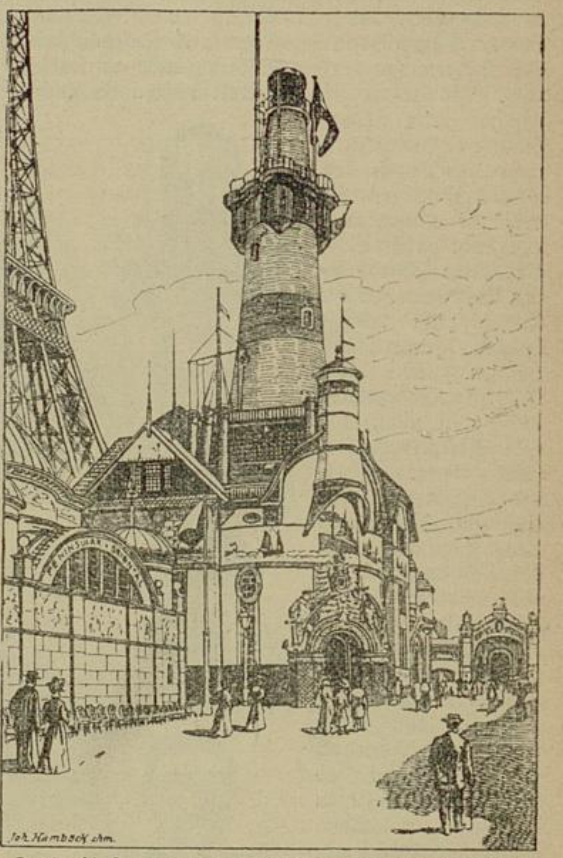
Holländern

ist es im letzten Jahre sonderbar gegangen: die eine Hälfte des Jahres über mußten sie sicher glauben, daß der ewige Frieden angebrochen sei — denn bei ihnen im Lande fand ja die berühmte Friedenskonferenz statt — in der andern Hälfte aber merkten sie am eigenen Fleisch und Blut, daß der Krieg noch da war, denn ihre Landsleute waren es ja, die in Afrika von den Engländern mit Krieg überzogen wurden. Zu der Zeit, als der letzte fremde Gesandte in ihrer Hauptstadt das Protokoll der Konferenz unterzeichnete, standen die englischen Kanoniere bereits mit brennender Lunte vor ihren Geschützen im fernen Afrika. Daß die Holländer anfangs ganz verdutzt waren und hinterdrein die Sache krumm nahmen, kann man ihnen wahrlich nicht verdenken; aber trotzdem hielten sie sich streng an die Neutralität, die einmal geboten war; allerdings sammelten sie viel Geld für die Buren, und zahlreiche Freiwillige schifften sich nach Afrika ein und ließen bald zu Hunderten ihr Leben

für die Freiheit ihrer Stammesgenossen. Daß sich die Deutschen durchweg den Buren so freundlich gesinnt zeigen, brachte sie auf den Gedanken, sich zu Deutschland besser zu stellen, als dies bisher der Fall war. Holland heißt mit Recht so; denn Holland heißt Niederland, und es ist der Natur nach das Niederland für das deutsche Oberland; der Rhein aber, der jetzt als durchweg deutscher Strom den deutschen Gau durchfließt, stoppt auf einmal, wo er der Mündung nahe kommt und sieht, daß er aus deutschem Gebiete in ein fremdes kommt. Das scheint ihm nicht richtig und ist auch nicht richtig, denn ein solch mächtiger Strom sollte von der Quelle bis zur Mündung zu einem einzigen Lande gehören, weil nur dann Handel und Gewerbe sich richtig an ihm entwickeln können; aber es ist einmal so, daß die Rheinmündungen nicht zwischen den deutschen Grenzpfählen liegen, und es wäre ein thörichter Streich, dies jemals mit Gewalt ändern zu wollen. Aber — man kann's im Guten, das heißt: durch Zollverträge ändern, und ebenso wie Luxemburg, was die Zölle betrifft, zu Deutschland gehört, so könnte auch Holland auf die gleiche Art sich mit Deutschland zusammenthun. Die Holländer sind durch den Burenkrieg darauf gekommen und denken ernstlich darüber nach; am Ende wird noch etwas daraus, und somit hätte denn der Burenkrieg doch auch etwas Vernünftiges zuwege gebracht. — Wie die Holländer, so sind auch die

Franzosen

in letzter Zeit gar nicht gut auf die Engländer zu sprechen gewesen, und zwar teils der Buren, teils anderer Dinge wegen. Die Franzosen können es nicht verschmerzen, daß die Engländer ihnen Faschoda weggenommen haben, das doch einer der Ihrigen — nämlich der damalige Hauptmann Marchand; derweilen hat er's bis zum Oberst gebracht — erobert und besetzt hat. Freilich haben sich die beiderseitigen Herren Diplomaten damals über den Fall leicht geeinigt, indem sie England wie Frankreich einen gehörigen Teil des innern Afrika zulegten — wobei jedoch Faschoda endgültig englisch wurde — aber das französische Volk war und blieb verstimmt den Engländern gegenüber. So kam es, daß die Franzosen sich den Deutschen zu nähern suchten. Zunächst freilich machte sich das nicht so ohne weiteres, denn noch immer war der Prozeß wider Dreyfus im Gange; Dreyfus aber war, nach Ansicht der Franzosen, von Deutschland angestiftet und bezahlt worden; er sollte Frankreich an Deutschland verraten haben. Vor dem neuen Kriegsgerichte zu Rennes kam aber nichts weniger als gerade das heraus; im Gegenteil zeigte es sich, daß Deutschland gänzlich unbeteiligt bei der Sache war. Die Franzosen horchten auf; diese Nachricht war ihnen neu. Nach langwierigen Verhandlungen wurde Dreyfus aber trotzdem nochmals schuldig gesprochen; es wurden ihm jedoch mildernde Umstände zugebilligt, und er bald darauf begnadigt. Er nahm die Begnadigung dankend an, verließ das Gefängnis und begab sich ins Ausland. Damit war der „Fall Dreyfus", der viele Jahre sein Wesen getrieben hatte, erledigt und Platz geschaffen zu einer Annäherung an Deutschland, die sich alsbald auch immer deutlicher kundgab. Inzwischen hatten selbstverständlich die Minister wieder einmal gewechselt, denn mehr



Das deutsche Schiffahrtshaus auf der Weltausstellung zu Paris 1900.

als 10—12 Monate lang hält in Frankreich das beste Ministerium nicht. An die Gewalt war diesmal Waldeck-Rousseau gelangt, einer, „der gar zeitig ausgewest, als die Mäuler verteilt wurden", ein Advokat, der es von jeher verstanden hat, die ärgsten Spitzbuben zu wahren Engeln zu machen, wenn ihnen das Malheur passiert war, daß sie es mit dem Herrn Staatsanwalt zu thun bekamen. Er hat sich neuerdings auf die Politik geworfen und es im Handumdrehen zum Ministerpräsidenten gebracht. Höchst sonderbar nahmen sich aber die Herren aus, die er mit in sein Ministerium nahm es war eine bunte Gesellschaft, denn neben etlichen waschechten Sozialisten saß als Kriegsminister der General Gallifet, der anno 1871 die Kommunarden besiegte und die Besiegten alsdann unbarmherzig erschießen ließ. Trotzdem hielt sich das Ministerium, und als Gallifet später für seine Person ausscheiden

mußte, hielt der Rest um so kräftiger zusammen, da sie sämtlich — und das ganze französische Volk mit ihnen — Angst um die Weltausstellung hatten, die inzwischen fertig geworden war, denn zu dieser Weltausstellung waren 36 verschiedene Völker der Erde herbeigekommen und hatten das Schönste und Beste, was sie nur hatten, herzugebracht; sie hatten es in etlichen Hunderten von gar stattlichen Gebäuden aufgestapelt und ausgestellt; mehr als eine Million Quadratmeter bedeckt die Ausstellung; ein ganzes Bauerngut mit Äckern und Wiesen, Weiden und Wäldern, wie sich's der Tupfentoni wohl im Traume beilegt, ist nicht so groß, wie diese Ausstellung ist; und für mehr als 1000 Millionen, — mehr also als eine volle Milliarde — steckt an Wert in all den Dingen, die zu ihr gehören. Wahrhaftig, das ist ein Menschenwerk, wie es so bald nicht vollführt worden ist! Von allen Ecken und Enden der Welt kam auch die Menschheit herbeigeströmt, um sich dies Werk anzuschauen; auch der Hinkende setzte seinen Dreimaster auf, that das Ränzel um, nahm den Stock in die Hand und zog über den Rhein, über die Vogesen hinüber und ins welsche Land hinein, bis er die Thore von Paris und alsbald auch die Ausstellung zu Gesicht bekam. Allen Respekt davor! Der Hinkende hat, seit er durch die Lande zieht, schon gar manche Ausstellung zu sehen bekommen; und als er dazumal bei seinen Freunden drüben über dem großen Wasser und in Chicago war, da meinte er wohl: etwas Schöneres könnte keiner zustande bringen! Die Franzosen jedoch haben wirklich noch etwas Schöneres fertig gebracht; voll Bewunderung stehen alle davor und erkennen dies gerne an. Freilich, ohne die vielen fremden Völker, die ihnen dabei geholfen haben, wäre das Werk nicht so schön und nicht so großartig geworden; vor allem ist es Deutschland, das sich an der Ausstellung stark beteiligt und etliche der schönsten Stücke der ganzen Ausstellung geschaffen hat. Schon ganz von weitem sah der Hinkende, hoch über all den vielen Fahnen eine Fahne wehen, die ihm von Herzen wohl that: es war die deutsche Fahne, die gar lustig im Winde flatterte; sie wehte von einem besonderen Gebäude, welches die deutschen Schiffahrtsgesellschaften errichtet haben, um der Welt zu zeigen, was sie leisten. Sie haben den Leuchtturm, der auf dem roten Sande bei Bremen steht, nochmals hier aufgebaut und über die Eingangspforte haben sie die prophetischen Worte ihres Kaisers gesetzt: „Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser!" Da hinein strömen jetzt die Hunderttausende von Besuchern und mit Staunen bemerken sie es alsbald, wie Deutschland auf dem allerbesten Wege ist, dies Kaiserliche Wort wahr zu machen, denn das Haus ist bis obenhin gefüllt mit allem, was die Seeschiffahrt angeht; alles ist da, alles vortrefflich! In erster Reihe aber steht hier der Norddeutsche Lloyd zu Bremen, die gewaltige Schiffahrtsgesellschaft, welche die größten und besten Schiffe der Welt besitzt. Ihre gesamte Dampferflotte hat sie in kleinen Modellen herbeigebracht und gar zierlich und doch wirkungsvoll mitten in dem Hauptraume des deutschen Schiffahrtsgebäudes gruppiert. Die Franzosen stehen staunend davor und denken bei sich: es muß doch ein mächtiges Land sein, das dergleichen fertig bringt, ein Land, das wert ist, unser Freund zu sein. — Warum nicht? So denkt dawider der Hinkende bei sich; aber wenn ihr Franzmänner immer noch vermeint, daß vorerst Elsaß-Lothringen herausgegeben werden muß, bevor diese Freundschaft fest gemacht wird, so seid ihr auf dem Holzwege; das Land ist und bleibt deutsch. —

In der Türkei

sitzt noch immer Abdul Hamid als Großtürke und regiert, so gut er's kann, sein weites Land. Die Paschas draußen im Reiche und die, so er daheim in der Hauptstadt oder gar im Palaste bei sich sitzen hat, machen ihm aber das Regieren und das Leben schwer. Wenigstens alle Monate einmal giebt's eine Rebellion im Palaste, und gleich muß die Wache kommen und die Schuldigen festnehmen. Bald darauf hört man etwas ins Meer plumpsen; weg sind sie — auf Nimmerwiedersehen! So ließ er im November 1899 an die 60 hohe Beamte und Offi-

Bald darauf hört man etwas ins Meer plumpsen.

ziere mitten in der Nacht aufgreifen, zum Teile hinrichten, zum Teile einstecken oder verbannen. Sein eigener Schwager hat sich mit ihm überworfen und ist heimlich von Stambul abgereist; seine Frau, des Sultans Schwester, ließ er zurück; seine beiden ältesten Söhne aber nahm er mit, und ebenso für anderthalb Millionen bares Geld, damit es ihm in der Fremde nicht am Nötigsten fehle. Der Sultan hatte noch in selbiger Nacht Wind davon bekommen

und schickte alsbald seine Späher nach ihm aus; er ließ alle Schiffe nach ihm durchsuchen und einen fremden Dampfer gar mitten auf dem Meeer anhalten; aber der Flüchtling befand sich auf einem andern Dampfer und entkam glücklich mit demselben. Etliche Tage darauf landete er in Marseille und war bald auch in Paris, wo er sich mit dem mitgenommenen Kleingelde alsbald prächtig einrichtete. Auch einen Schreibtisch schaffte er sich an, und an diesen setzte er sich und schrieb dem Herrn Schwager einen Brief, in dem er ihm gerade heraus sagte, daß der Herr Schwager es partout nicht verstünde, sein Reich zu regieren. Den Brief aber brachte er dann in die Zeitungen, was dem Großtürken besonders unangenehm war, so daß er seinem Schwager in aller Güte den Vorschlag machte, doch einmal heimzukommen; er würde ihm auch alle Auslagen wieder erstatten. Aber dem Sultan trau einer! Der Bosporus hat halt gar zu tiefes Wasser! So blieb es, wie es war, und wer jetzund zur Weltausstellung nach Paris kommt, der bekommt, wenn er Glück hat, auch den leiblichen Schwager des Sultans zu Gesicht. — Einen neuen Schmerz erlebte der Sultan, als Osman Pascha starb, Osman Ghazi oder der Siegreiche; deswegen so genannt, weil er es fertig bekam, die Russen, als sie 1877 über die Türken hergefallen waren, bei Plewna und im Schipkapasse so lange aufzuhalten. Späterhin mußte er freilich der Uebermacht weichen und der Sultan mußte schnell Frieden mit den Russen machen, sonst wären diese eines Tages bis nach Konstantinopel und in seinen Palast gedrungen. Noch heute hat er schwer an den Kriegskosten zu tragen, die ihm damals von den Russen auferlegt worden sind, und zumeist langt das bare Geld nicht dazu, die ausgemachten Abzahlungen zu leisten, trotzdem er sich inzwischen an die Engländer gewendet hat, die auch wirklich ab und zu so freundlich waren, ihm hilfreich unter die Arme zu greifen. Sein Harem und sein Hof ist zumeist gut mit Bargeld versorgt; dagegen müssen die Beamten und Soldaten darben. In Bagdad gab

Bis Bombay ist dann nur ein Katzensprung.

es im Januar 1900 schwere Unruhen; die Soldaten hatten gestreikt; sie wollten durchaus nichts mehr mit dem Sultan zu thun haben, und selbst die Offiziere waren mit unter den Rebellierern. Als dies dem Sultan gemeldet wurde, ließ er in den Kassen noch einmal genau nachschauen, und es fand sich wirklich soviel Geld zusammen, daß die Bagdader Garnison wenigstens auf einen Monat Sold bekommen konnte. Das wurde schnell nach Bagdad geschickt, und darauf beruhigten sich die Soldaten wieder; sie sahen doch den guten Willen!

Im übrigen hätte es der Sultan ganz in der Hand, viel, viel Geld herauszuschlagen, wenn er sich nur herbeiließe, alle die Konzessionen zu bewilligen, welche durch fremde Unternehmer bei ihm nachgesucht werden; aber bei dem bekannten Phlegma der Türken wird zumeist nichts daraus. Nur die Deutschen haben es fertig bekommen, daß ihnen die Konzession für eine mächtig lange Eisenbahn bewilligt worden ist. Schon jetzt haben die Deutschen in Kleinasien ein ganz ansehnliches Netz von Eisenbahnen im Betriebe, das auch eine ganz respektable Verzinsung abwirft;

Die Engländer bessern alle die alten Tempel und Pyramiden aus.

das Netz soll aber noch erweitert und vor allem verlängert werden; die Eisenbahn soll bis nach Bagdad geführt werden, so daß jeder, der es will und das nötige Reisegeld in der Tasche hat, von Konstantinopel aus in einem und demselben Zuge bis nach Bagdad fahren kann. Hier kann er sich dann, wenn er noch weiter in die Welt hinaus will, auf einen Dampfer setzen und den Euphrat hinunter, ins persische Meer hinein und von da aus sogar in den Indischen Ozean hinein dampfen. Bis Bombay ist dann nur ein Katzensprung; bis Deutsch-China ist es wohl ein wenig weiter, aber in 14 Tagen ist einer auch bis dahin gelangt, wenn er sich auf eines der prächtigen Schiffe setzt, welche der „Norddeutsche Lloyd" dort laufen läßt. So zeigt sich, daß die Eisenbahn von Konstantinopel nach Bagdad gar wichtig ist und für Deutschland und seinen Handel nach dem Orient sowie nach China viel zu bedeuten hat. Bis jetzt gingen alle Waren, die dahin sollten, durch den Suezkanal, der aber in der Gewalt der Engländer ist. Geht erst die Eisenbahn bis Bagdad, dann lacht der deutsche Kaufmann die Engländer aus. Der Sultan begreift

das natürlich ebenso gut wie der Tupfentoni, und so zeigt er sich den Deutschen freundlich gesinnt, weil er die Engländer seit jeher nicht leiden kann, in neuester Zeit aber erst recht nicht. Er kann es ihnen durchaus nicht vergessen, daß sie sich in Aegypten eingenistet haben und auch nicht die geringsten Anstalten treffen, jemals wieder da herauszugehen. In Wahrheit ist es ja ganz gut, wie es ist: Die Engländer bessern alle die alten Tempel und Pyramiden aus, damit sie ein schöneres Ansehen gewinnen; sie bauen Kanäle und Eisenbahnen; ja, sie sind dabei und bauen ein großes Stauwerk im Nil, damit der Strom um so besser sein befruchtend Wasser über die anliegenden Aecker und Felder laufen lassen kann; wo 's Geld nicht langt, da zahlen sie aus eigener Tasche, und so sollte der Sultan seelenvergnügt sein, daß die Fremden ihm sein Land so aufmuntern — aber nein, es ärgert ihn, er macht ein verdrießlich Gesicht und säh' die Engländer lieber heute als morgen wieder die Thür von Aegypten in die Hand nehmen, und von außen zumachen. — In

Spanien

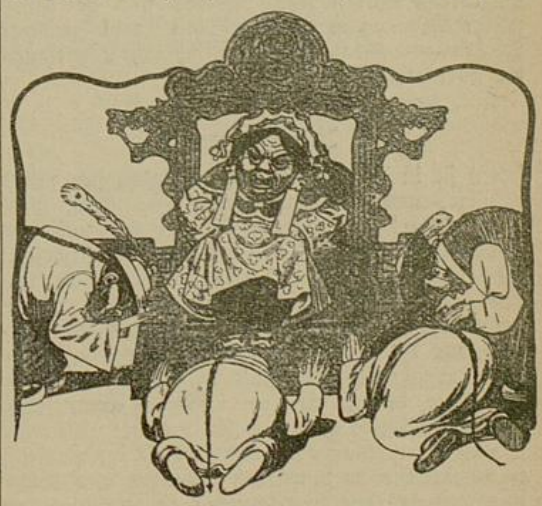
hat es an inneren Unruhen und richtigen Rebellionen nicht gemangelt; noch immer spukt Don Carlos und möchte halt gar zu gerne auf den spanischen Thron, der im Grunde doch so wenig wert ist; denn Spanien hat abgewirtschaftet. Seine Kolonien ist es los, die Finanzen stehen jämmerlich, das Heer ist ein Haufen rebellischen Volkes; von 160 Kriegsschiffen, die es besaß, sind heute nur noch 60 im Dienste. Nur einen schönen Orden besitzt es, den sich sogar gekrönte Häupter gerne umhängen, denn er schaut gar stattlich aus. Die Königin hat ihn dem jungen deutschen Kronprinzen verliehen und durch eine besondere Gesandtschaft in Berlin überreichen lassen. Der Herzog von Veragua führte diese Gesandtschaft; selbiger aber hat einen gar berühmten Vorfahr, nämlich niemand anders, als den seligen Kolumbus, der seiner Zeit Amerika aufgefunden hat. Schade nur, daß die Erbschaft, die Kolumbus dem Herzoge hinterlassen hat, nicht mehr zureicht, um denselben standesgemäß zu ernähren. Er soll schwer voll Schulden sein, und als er von Berlin wieder heimreiste, passierte es ihm, daß die Gläubiger den hohen Herrn in Paris rücksichtslos pfänden ließen. — Der Kaiser von

Rußland

hat die schönsten Pläne, sein Land und die Welt zu beglücken. Aus seinem Gedanken, den Krieg abzuschaffen, ist allerdings bis jetzt nichts geworden; vielleicht hat er im eigenen Lande mehr Glück; und da kann er ja noch vieles ändern und bessern, wenn er es ernstlich will. Unter anderem hat er sich daran gemacht, die Verschickung nach Sibirien abzuschaffen oder wenigstens zu mildern; er hat eine besondere Kommission eingesetzt, die darüber nachdenken soll, ob die Verschickung nach Sibirien durch eine andere Strafe ersetzt werden kann? Diese Kommission sitzt nun schon eine ganze Weile beisammen, aber etwas Vernünftiges scheint sie bis jetzt nicht herausgebracht zu haben, wie das ja zumeist so ist, daß die schönsten Gedanken der hohen Herren, die auf den Thronen sitzen, daran scheitern, daß die Herren Minister und Geheimräte nicht auf sie eingehen. Es ist sonach gerade kein Wunder, daß ab und zu verlautet: der Kaiser von Rußland sei es müde, noch länger auf seinem Throne zu sitzen, und er denke daran, abzudanken. Der Großfürst Michael, sein Oheim, soll von ihm dazu ausersehen sein, anstatt seiner auf den Thron zu steigen. Es kommt dazu, daß der Kaiser bis jetzt keinen Sohn besitzt; drei Töchter hat ihm seine Frau Gemahlin bisher geboren, aber noch immer fehlt der richtige Thronerbe. Bis auf weiteres ist es der jüngste Bruder des Kaisers, nachdem der ältere Bruder im vergangenen Jahre plötzlich am Blutsturz gestorben ist. In letzter Zeit zeigt der Kaiser wieder mehr Lust am Regieren, und zwar schreibt sich dies daher, daß die Russen jetzund mehr als jemals Aussichten haben, in Asien an Macht zu gewinnen. Das ferne Asien aber hat der Kaiser in sein Herz geschlossen, weil er als blutjunger Mann eine Reise dahin unternommen hat. Er hat auch ein dickes Buch über seine Reise schreiben lassen und denkt immer mit Vergnügen daran zurück. Wenn's nach ihm ginge, besetzten die Russen noch ganz Asien oder doch zum wenigsten die nördliche Hälfte von China. Die Halbinsel Korea haben sie auch bereits so gut wie allein in den Händen; freilich sitzt da nebenbei noch ein König, aber der hat nichts mehr zu sagen und unterschreibt blindlings alles, was der Russe ihm vorlegt. — Was

China

betrifft, so ist es noch immer so, wie es der Hinkende im 1900er berichtet hat: Die Kaiserin-Mutter hat die



Die Kaiserin-Mutter hat die Hosen an.

Hosen an und ist der einzige Mann in ganz China. Sie wehrt sich mit Händen und Füßen dagegen, daß

die Fremdlinge aus Europa noch mehr Macht und Einfluß in ihrem Reiche gewinnen, und hat dazu eine besondere Sekte der Chinesen, die Boxer, heimlich angestiftet, daß sie sich wider die Kaiserlich chinesische Regierung zum Scheine empören und von ihr verlangen, sie solle alle Fremden aus dem Lande jagen. Das kam den fremden Diplomaten und Schiffskapitänen nicht gerade ungelegen; sie sorgten dafür, daß von sämtlichen Mächten gleichzeitig Truppen ans Land gesetzt wurden, die sich alsbald auf den Weg nach Peking machten, um dort wenigstens die Gesandten zu schützen. Gleichzeitig aber legten sich etliche fremde Kriegsschiffe vor die chinesischen Festungswerke bei Taku. Das nahmen nun die Chinesen sehr übel auf. Eines Nachts, als niemand sich dessen versah, fingen sie — offenbar auf einen zarten Wink der Kaiserin-Mutter zu Peking — zu schießen an, und damit begann eine richtige Seeschlacht, die aber für die Chinesen unglücklich ablief. Ihre Forts wurden erobert, sie selbst verjagt; das deutsche Kanonenboot „Iltis" beteiligte sich hervorragend an dem Kampfe, wobei 8 unserer braven „blauen Jungen" den Heldentod fanden, 4 Mann wurden schwer verwundet, darunter der tapfere Kommandant. Inzwischen hatte ein Häuflein Truppen aller Mächte sich auf den Weg nach Peking gemacht, um ihren Gesandten zu Hilfe zu kommen, von denen mit einemmale jede Nachricht ausgeblieben war; ein englischer Admiral führte diese Truppen, aber weit kam er damit nicht; er mußte umkehren und gelangte mit Mühe und Not bis nach Tientsin zurück, wo es inzwischen ebenfalls zum Kampfe gekommen war. Nun rafften die Großmächte aber alles zusammen, was sie an Soldaten nur in der Nähe hatten, zumal die erschütternde Nachricht einlief, daß der deutsche Gesandte in Peking, Freiherr von Ketteler, meuchlerisch umgebracht worden war. Soeben sind sie dabei, wieder Ordnung in den chinesischen Staat hineinzubringen — wobei sie aber hoffentlich nicht untereinander in Unordnung geraten.

Auch die

Amerikaner,

soweit sie in Nordamerika wohnen, haben sich hieran beteiligt, und das war gescheit von ihnen, sonst hätte diesmal der Hinkende über sie gar nichts zu berichten. Sie haben sich nach der großen Anstrengung, die sie sich letztlich auferlegt hatten, um den Spaniern Kuba abzunehmen, fein still verhalten und sozusagen gesammelt. Dabei haben sie immer noch genug zu thun, um die Philippinen (die sie ja auch den Spaniern abnahmen) allgemach zu erobern. Signor Aguinaldo, den sie schon vor mehr als einem Jahre mit barem Gelde gewinnen wollten, hat ihnen ein Schnippchen geschlagen und das Geld nicht genommen; er ist vielmehr in den Busch gegangen und macht von dort aus den amerikanischen Generalen wieder das Leben so sauer als nur möglich, so daß einer nach dem andern das böse Geschäft aufgiebt und sich mit seinen Lorbeeren nach der Heimat zurückzieht. Auch der General Dewey that desgleichen, derselbe nämlich, der vor Manila das große Kunststück fertig gebracht hat, 5—6 elende spanische Holzschiffe mit einem halben Dutzend bester und allerneuester

Nun kann er's zeigen, was er für ein Held ist.

Stahlpanzerschiffe in den Grund zu rennen; er kam nach New-York zurück und wurde da empfangen, als sei er ein zweiter Washington, was ihm so in die Krone stieg, daß er sich alsbald zum Kandidaten für die nächstens frei werdende Präsidentschaft erklären ließ. Da aber schlug das Blättlein um, und nun fing so gut wie alles auf ihn zu schimpfen an, so daß er sich flugs wieder auf sein Seeheldentum zurückziehen wollte; aber dieses zog nun auch nicht mehr, so daß ihm nichts übrig blieb, als reich zu heiraten — was er auch sofort that. Nun kann er's ja zeigen, was er für ein Held ist und ob er es wirklich versteht, zu kommandieren.

* * *

Zu guter Letzt muß der Hinkende noch eines Geburtstagskindes gedenken, dessen Namen die ganze Welt, so groß sie ist, zu Johanni 1900 genannt hat. Johann Gutenberg war es, der um die Zeit genau 500 Jahre alt geworden wäre, wenn er's erlebt hätte. Wenn er aber auch längst tot und vermodert ist, so lebt doch das noch, was er erdacht und erfunden: die schwarze Kunst, die Buchdruckerei! Die Stadtleute von Mainz haben den Tag besonders schön gefeiert, indem sie eine Ausstellung, einen historischen Festzug und ein Volksfest veranstalteten, und sie hatten alle Ursache dazu, denn Gutenberg war ja einer der Ihrigen, ein Mainzer Kind. Auch der Hinkende war unter der großen Menge Volkes, die da herzugelaufen war, um all dies zu sehen und dankbar des großen Mannes zu gedenken; er marschierte mit in dem Festzuge und hatte nicht weniger Ursache dazu als die Mainzer, denn ohne Gutenberg gäb's keine Kalender. Ohne Gutenberg kein:

Hinkender.

BLB Karlsruhe